

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 6 (1964)

Artikel: Aus den Lebenserinnerungen Pfr. Benedict Hartmanns [Fortsetzung]
Autor: Hartmann, Benedict
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971715>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir freuen uns, unseren Lesern einen zweiten Abschnitt aus dem umfangreichen Manuskript Benedict Hartmanns, der seine Erfahrungen und Erlebnisse als Kantonsschullehrer schildert, vorlegen zu können. Ein weiterer Teil wird folgen.

Aus den Lebenserinnerungen Pfr. Benedict Hartmanns

II. Kantonsschuljahre

Frühling 1926 bis Herbst 1938

Die Übersiedlung nach der Kantonshauptstadt fand in der zweiten Hälfte des April 1926 statt. Selbstverständlich vollzog sich unser Einzug in Chur sehr geräuschlos. Es war ja eine kurze Wegstrecke vom Bahnhof bis zum Capellihaus in der Quader. Da wiesen Mama und Mathilde hinan nach dem Mittenberg. Wahrlich, zwischen Halde und Lürlibad brannte ein Stück Wald, und der Rauch stieg stets höher empor. Die Churer Feuerwehr wurde der Situation bald mächtig, aber die Waldnarbe blieb bis heute. Ob nun das ein gutes Prodigium war? Wir bejahen die Frage heute dankbar. Und nun bezogen wir also den dritten Wohnstock des großen Doppelhauses Capelli an der Ecke Ottostraße-Masanserstraße. Das Haus war eine Fehlspekulation seines Erbauers, Schreiner Capelli, gewesen, d. h. die Gläubiger ließen ihm nicht Zeit, noch zwei bis drei Jahre auf die Frucht seines Unternehmers zu warten, und so gehörte das Doppelgebäude nun einer, wie man sagte, überwiegend katholischen Genossenschaft. Das kümmerte uns indes nicht, waren wir doch ganz und gar nicht kulturkämpferisch gestimmt, und wir zogen auch ohne Gewissensbisse unseren Gewinn aus dem Mißgeschick des Konkursiten. Denn die Wohnungen waren ansprechend und gut, im Preise durchaus anständig und, was besonders geschätzt wurde, je drei und drei voneinander geschieden durch ein völlig in Steinen ausgeführtes — es war Tessiner Granit — Treppenhaus, large und hell, das einem kleinen Fürstenpalais nicht Unehre gemacht hätte. So war von vornherein den ein-

zelnen Partien die Gefahr unnötiger Reibungen erspart, auch wenn sie Kinder hatten. Man lernte sich kennen und trat sich doch nicht auf die Absätze. Das Ganze war ein Mittelstandsmilieu, Kaufleute, Beamte und einige Akademiker. Es gab Zeiten, da man verschiedene Fakultäten vertreten sah: Mediziner (einen Tierarzt), Juristen und einen juristisch gebildeten Journalisten (Redaktor der «Neuen Bündner Zeitung»), und man lächelte, wie nun wir noch, d. h. die theologische Fakultät, dazu kamen. Auch ein sehr würdiger Primarlehrer war da und ein hochangesehener Coiffeurmeister und, damit auch die Sensation nicht fehle, ein eidgenössischer Pulververwalter mit Familie, ein Mann mit der Kommandostimme eines Offiziers, aber dem Herzen eines Kindes, der wie kaum ein zweiter sorgfältig stets seine kleine Gemüse- und Blumenparzelle pflegte. Die hohen Parterreräume des Doppelhauses aber dienten einer gediegenen Weinhandlung, einem Depot verschiedener Schokoladefabriken und auch dem VOLG, d. h. Verein Ostschweiz. Landwirtschaftlicher Genossenschaften, dessen Direktor im Hause wohnte mit der Familie.

Aber kaum minder bemerkenswert als diese friedliche Dorfgemeinschaft in dem großen Doppelhaus ist mir heute ihre religiöse Zusammensetzung. Wir waren hier — und nun greife ich vor und denke an die 12½ Jahre, die diese Gemeinschaft ohne wesentliche Trübung andauern durfte — wir waren Angehörige von drei verschiedenen Glaubensrichtungen. Die überwiegende Zahl Protestanten, und darunter

nur ausnahmsweise solche, denen ihre Zugehörigkeit gleichgültig geworden war, mochten auch nicht alle brennen nach regelmäßigem Kirchenbesuch, also recht ungleiche Temperaturen, wie es ja leider im Wesen des damaligen Durchschnittsprotestantismus lag. Daneben ein Gutteil Katholiken und öfters recht strenge. Ach, wie denke ich an die Gattin eines älteren, überaus fleißigen, aber den Anstrengungen seines Berufes im Laufe der Jahre kaum mehr gewachsenen Oberländer Geschäftsreisenden von Laax oder Schleuis, der dann auch gelegentlich in späteren Jahren auf einer seiner Reisen zusammenbrach. Gewiß waren die Leute Menschen, aber sie klammerten sich so redlich fest an den Trost ihrer Messe. Und ein gelegentlich recht streitbarer Katholik war der Direktor des VOLG, dessen Frau, mit der Mama besondere Freundschaft schloß, übrigens aus einer altreformierten Prättigauer Familie stammte. Die liebenswürdigen Kinder wurden katholisch erzogen, und es schien den Familienzusammenhang nicht eigentlich zu beeinflussen. Genug, das christlich-religiöse Element war sichtlich da. Und wie konnten dann diese Leute staunen, wenn ich etwa einmal Besuch erhielt vom damaligen Domdekan Chr. Caminada, dem heutigen betagten Bischof Christianus, oder wenn ein andermal der Benediktinerpater Notker Curti die sechs Treppen zu uns emporstieg, um eine längere Sitzung in unserer Stube abzuhalten, oder auch der allgemein bekannte, gut katholische Waldhausdirektor Dr. J. Jörger. Sie mochten kaum zweifeln an unserer Konfessionstreue. Und wie dann 1930 mein Buch über Oberst v. Sprecher erschienen war, das auch in katholischen Kreisen viel gelesen wurde, da wußten sie, wie wir als gute Protestanten gesinnt waren, und das gab mir und Mama eine Vertrauensstellung in der konfessionell so gemischten Mietergemeinschaft, an die wir noch jahrelang gerne zurückdachten.

Aber nun kam ein Drittes hinzu. Das war die Mieterfamilie hart unter uns. Sie hatte in Chur ein scheinbar blühendes und reelles Kleidergeschäft, das wir selbstverständlich gegebenenfalls nicht mieden — waren übrigens alt-

schweizerische Juden von Endingen im Aargau. Er ein Weil und sie eine geborene Naphataly. Er ein eher wortkarger Mann und nicht eben anziehend in seinem Äußern. Sie eine typische Judenfrau, schwarzhaarig, mit den dunkeln Augen ihrer Rasse. Dazu sehr gepflegt und blitzsauber im Auftreten, wenn schon gar nicht mondän. Wir hatten bald heraus, da unser eigenes Wasch- und Badezimmer direkt über dem ihrigen lag, daß sie täglich ihr Bad nahm. Dazu kam ein einziges Kind, ein lieblicher Knabe, als wir einzogen. Später Muster eines nicht nur fleißigen, sondern auch intelligenten Kantonsschülers. Ein wenig Alleingänger und doch wieder zugänglich. Mit Rührung habe ich den Brief verwahrt, den er uns bei Mamas Hinschied geschrieben hat. — Die Leute machten sehr wenig Lärm, gingen und kamen nach der Uhr ins Geschäft und zurück. Dann schloß sich die Glastür, um sich nicht so leicht wieder zu öffnen. Aber Mama trug nicht umsonst den Schlüssel zu den Menschenherzen und der Frauen im besondern beständig bei sich. Bald wußte sie zu erzählen von der auffallenden Sauberkeit in der Stube der Judenfamilie und der teilnehmenden Art der Frau Weil, natürlich auch von den Geheimnissen des Kleiderberufes, für den sie sich stets fast wie ein Fachmann interessiert hatte. Ich aber wußte bald mehr. Wir hörten in unserer Stube regelmäßig am Freitagabend die sonore Stimme von unten herauf aus der Wohnstube der Juden. Und nun wußte ich Bescheid. Da wurden unter des Hausvaters Führung die Sabbatgebete gelesen und die üblichen Psalmen angestimmt. Ich gestehe, daß mich eine tiefe Achtung ergriff und diese Leute mir erst recht lieb wurden. Und wie mir dann Frau W. späterhin einmal erzählte von der «Konfirmation» ihres lieben Kurt. Wie der Jüngling längere Zeit wöchentlich einmal nach Ragaz gefahren sei, um dort mit einigen anderen durch den Rabbiner von St. Gallen die Vorbereitung zu empfangen und dann — ich glaube in ihrer Churer Wohnung — der Höhepunkt kam; und die ganze Art, wie die Judenfrau von diesen Dingen sprach, da war ich sehr bewegt. Wie dann aber unter Hitler 1935 die scheußliche Judenhetze in Deutsch-

land ausbrach, da bin ich eines Tages hinuntergestiegen, um die sichtlich verängstigte Frau zu trösten. Und ich sagte ihr: «Frau Weil, bei uns geschieht nicht, was da draußen im Reich sich ereignet. Und wenn es je dazu kommen wollte, so werden hier in Chur ihrer viele aufstehen und ich, wenn's sein muß, an ihrer Spitze und laut ausrufen: Das darf nicht sein! Wir dulden es nicht als «Christen». Und sie dankte mir so einfach und herzlich, und ich hatte den Eindruck, sie sei etwas getröstet. Meine Achtung vor ihrer alttestamentlichen Glaubensüberzeugung kannte sie ja.

So waren wir denn statt in die «städtische» Welt in eine harmlose dörfliche Gemeinschaft hinein geraten, mit der wir in Bälde verwachsen, und es war uns wieder einmal in unserem Leben «wohl ergangen» — in dieser Hinsicht dann für 12½ Jahre, d. h. bis zu meiner unwiderruflichen Pensionierung im Spätjahr 1938.

Chur, die Stadt, war gewachsen, seit ich sie 1880 als siebenjähriges Büblein verlassen hatte. Damals hatte sie nicht ganz 9000 Einwohner, und als wir sie als siebenköpfige Familie 1910 zur Umsiedlung nach Malans verließen, waren es 14½ Tausend, 1920 dann 15 600. Nun aber trat ein Stillstand ein, der erst 1935 wieder in höhern Zahlen sich bewegte. Der Hauptgrund des numerischen Stillestehens war der erste Weltkrieg mit seinen Begleit- und Folgeerscheinungen. Wir bedauerten es indes nicht. Vielleicht gereichte eben dieser Stillstand dazu, unsere Neubeginnenden Churer Jahre erquicklich zu gestalten. Man war Kleinstadt und wußte es und spähte nicht krampfhaft aus nach Höherem, was ja in Wirklichkeit gar kein Höheres ist.

Baulich hatte die Stadt sich günstig entwickelt. Das pompöse Postgebäude aus dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts war zwar geblieben, wie es in Bern ausgeheckt worden war, hatte bereits architektonisch, zum mindesten im Schaubilde wertvolle Korrekturen erlebt durch wirklich schöne und der Stadt sich eingliedernde Bauten von Schäfer & Risch und von Nikl. Hartmann, wie Kantonalbank, Rhätische Bank, Verwaltungsgebäude der Rhäti-

schen Bahn, Kreuzspital und eine Reihe von Privathäusern. Aber es war nicht dabei geblieben. Auch verschiedene Elendsquartiere früherer Zeiten waren recht sauber und gepflegt geworden, wie denn überhaupt der Lebensstandard der wenig Bemittelten sich bedeutend gebessert hatte.

Ich komme zur Hauptsache, das ist die Kantonsschule, und mein Lehrauftrag, die Schule als Ganzes gesehen, stand auf sehr achtenswerter Höhe.

Das Rektorat führte bei meinem Dienstantritt Paul Bühler, ein Davoser — der Großvater war einst Pfarrer gewesen —, der aber sehr zu seinem Vorteil seine eigene Gymnasialbildung in Deutschland (Heidelberg) genossen hatte. Nicht nur stattlich von Gestalt, sondern auch Träger guter Umgangsformen. Er verfügte über Autorität, wobei ihm auch zu Hilfe kam, daß er Infanterieoffizier war, zuletzt noch Oberstleutnant, also auch wußte, wie man ein Bataillon aus dem Kasernenhof hinaus führt. Die Haltung des schönen Mannes, Vaters von drei stattlichen Söhnen, war wirklich etwas zu militärisch; wer aber sein wohlwollendes, väterliches Lächeln kannte, und das waren ihrer viele, der kam darüber weg. Er führte mit seiner ansehnlichen Frau, die in Chur aufgewachsen war, in einer großen Etagenwohnung vielleicht die teuerste Kantonsschülerpension, mit Vorliebe von gutsituierten Engadinerinnen besucht. Aber was sie bot an Ordnung und redlichen erzieherischen Absichten, war gut und nicht ohne eigentliche Herzlichkeit, wie ich öfters beobachten konnte. Es gab m. E. nur noch eine Lehrerpension, die in jenen Jahren auf der Höhe der Bühlerschen stand. Das war die des Katholiken Prof. Dr. Caliezi. Was wir für Bündner Schüler besonders begrüßen mußten, war u. a. eine Erziehung zur «Form». Bühler war Vertreter der alten Sprachen und meiner Erfahrung nach für die untern wie obern Klassen gut. Seine Allgemeinbildung war sehr respektabel, auch beherrschte er die deutsche Sprache wie wenige. Ein eigentlicher «Gelehrter» war er nicht, hatte es auch aus irgendeinem Grunde versäumt, seine Studien mit einem Dokorexamen abzuschließen. Auch hörte man

kaum je einen wissenschaftlichen Vortrag von ihm. Aber er war sichtlich «auf der Höhe» und malte nebenher recht gut in Aquarell. Wir schätzten auch sein Urteil in ästhetischen Fragen. Was ich aber als antretender Religionslehrer besonders dankbar erlebte, war sein sichtliches Interesse an unserem Fach. Es war ihm ein eigentliches Anliegen, demselben in der Schülerschaft wieder größere Wertschätzung zu verschaffen, als es im vorangehenden Jahrzehnt genossen hatte. Bühler war überzeugter Christ, und es war kein Zufall, daß der älteste seiner drei Söhne Pfarrer wurde und Jahre später sogar mit einer gründlichen theologischen Dissertation promovierte. Ich kann ihm nicht genug dafür danken, wie er mir bei meinem wahrlich nicht ganz leichten Churer Anfang die Hand bot und auch in der Folgezeit nie entzog. Er ruhe im Frieden, der treue Mann!

P. Bühlers Konrektor war ein Katholik, Dr. Purtscher. Der hatte nun gar nichts Militärisches an sich. Wer ihn aber genauer kannte, und dazu kam ich im Lauf der Jahre, der sah sich einem sehr tüchtigen Gelehrten gegenüber, der nur eine Gabe nicht besaß: sich voll zur Geltung zu bringen. Auch er hatte, wie Bühler, über die Schweizer Grenzen hinausgesehen, nachdem er in einem katholischen Kollegium die Mittelschule besucht hatte. Seine Studienfächer waren die alten Sprachen und Geschichte. Darauf hatte er längere Zeit das Joch des Hauslehrers (Informators) in vornehmen Familien der europäischen Oststaaten getragen und hernach neben dem Lehramt an der Kantonsschule gründliche, dauernd wertvolle Arbeit geleistet für die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte des Bündner Oberlandes. Sie erschienen in Teilstücken in den Jahrgängen 1922–1924 des «Bündner Monatsblattes», vielleicht auch separat, und fanden hernach durch den sehr kompetenten Dr. Poeschel eine sehr günstige Beurteilung, und oft redete ich ihm zu, auf dem gleichen Gebiete weiterzuarbeiten – aber vergeblich. Wollte er nicht mehr, oder war ihm etwas entgegengetreten, was ihn innerlich lähmte, vielleicht familiärer Art? Ich habe es nie ergründet, aber

gern habe ich ihn gehabt. Über Purtschers Leistung als Lehrer gestatte ich mir kein Urteil. «Schulmeister» war er wohl keiner, ja er mochte zu denen gehören, bei welchen die Schüler etwas ausruhen von den Überforderungen anderer.

So war die Leitung der numerisch stets anwachsenden Schule sicher eine gute. Bei meinem Antritt zählte man 458, beim Austritt 564 Schüler. (Heute, d. h. Sommer 1953) wird man nicht mehr weit von 700 sein. Wir aber sind zu klug, um uns durch solche Zahlen blenden zu lassen; denn über die Qualität der Schüler sagen sie nichts.

Es ist indes beizufügen, daß das Lehrerseminar mit seinen über 100 Studenten beider Konfessionen einen Staat im Staate bildete. Die Überordnung des Rektorates scheint nicht völlig abgeklärt gewesen zu sein, kümmerte mich aber nicht. Der Seminardirektor hatte mit Recht sein eigenes Bureau und seine eigene, nicht nur geistige, sondern auch schultechnische Arbeitslast. Schon seit nahezu 25 Jahren war der Träger des Amtes der hochangesehene Seminardirektor Paul Conrad von Davos, der sich vom Primarlehrer mit fast märchenhaftem Fleiß emporgearbeitet hatte und als Vertreter der konsequent Herbart-Zillerschen Pädagogik – man darf wohl sagen – zu einem gewissen schweizerischen Ruf gelangt war. Der etwas allzu helle Stern der Herbart-Zillerschen Pädagogik war zwar 1926 am Erblassen, und der hochverdiente Seminardirektor Conrad mußte auf die alten Tage hin manchen Widerspruch aus Kreisen jüngerer Lehrer in Kauf nehmen, die nicht wußten, daß diese Herbart-Zillersche Orthodoxie (sit venia verbo!) vor 25–30 Jahren unser Bündner Volksschulwesen mächtig angeregt und durch tapferste Vertreter, wie Wiget und Conrad, neu geordnet hatte. Es ist ja oft so gegangen, daß eine neue Generation für eine Weile die Verdienste der älteren aus dem Auge verlor. Dazu kam, daß Conrads Gehör abnahm und den Verkehr mit dem edeln Menschen erschwerte, so daß allmählich sein Rücktritt als Seminardirektor unvermeidlich wurde. Ich aber freute mich herzlich darüber, den verehrten Schulmann nun noch in Chur

als Kollegen an der Kantonsschule begrüßen zu dürfen. Wir hatten uns schon seit 25–30 Jahren gekannt und geschätzt, obschon ich ja eigentlich der Empfangende gewesen war. Aber ich wußte mehr: daß dieser bedeutende Schulmann es sehr begrüßte, wenn es gelingen sollte, dem Religionsunterricht an der Kantonsschule neues Leben zu bringen. Und deckte sich auch sein eigenes religiöses Bekenntnis in manchen Stücken nicht mit dem meinen, war stärker sensualistisch und rationalistisch orientiert, so trafen wir uns doch in der Betonung des Raumes, der für die christlich-religiöse Erziehung in unserem Volksschulwesen und an der Kantonsschule zurückgewonnen werden müsse. Wir spürten unsere Zusammengehörigkeit, und der alte, verdiente Conrad war mir ein rechter Trost. Und wie er dann in seinem Davoser Ruhestand nach einigen Jahren den stillen Weg gehen mußte, der heute auch vor mir liegt, war es mir ein Verlust. Aber ich hatte in Chur an seinem Nachfolger Dr. Martin Schmid einen jungen Freund gefunden, der auch – und in diesem und jenem noch tieferes – Verständnis fand für das, was ich der Schule zu geben wenigstens suchte. Auch er ist mir in den folgenden Jahren eine Stütze geworden, wenn er schon vielleicht etwas mehr von mir erwartete, als ich zu geben imstande war. Wenn man einst zeitweilig gesagt hatte, die staatliche höhere Landesschule in Chur vertrete einen überkonfessionellen religiösen Freisinn und habe wenig übrig für positives Christentum, so traf dies schon 1926 nicht zu und in den folgenden Jahren erst recht nicht.

Die Religion als «Fach» stand in jenen Jahren in der Churer Kantonsschule nicht in Ansehen. Es gab zwei Religionslehrer früherer Jahre, die man gerne noch nannte. Der eine war Prof. J. G. Hosang, der von 1873–1902 das Fach mit Geschick und Würde vertreten hatte, bis er sich für seine letzten Lebensjahre auf die Pfarrei Pontresina zurückzog. Der andere war Leonhard Ragaz, der aber nur zwei Jahre an der Kantonsschule ausgeharrt hatte und dann offenbar gern die Pfarrei von St. Martin in Chur übernahm, hochbegabt und ein Meister des mündlichen Ausdrucks, aber kaum ge-

neigt, sich auf die Dauer mit Schülern zu plagen, die sich der Mehrzahl nach im Flegelalter befanden. Dafür war er zu sensibel. Nach Hosang und Ragaz war eine Reihe von Religionslehrern gefolgt, die entweder dem schwierigen Fach an einer Mittelschule nicht gewachsen waren oder den disziplinarischen Schwierigkeiten gegenüber versagten. Das wußte ich und ging durchaus nicht siegesbewußt in meine Aufgabe hinein. Der schwersten Prüfung gegenüber sah ich mich in der III. und IV. Klasse, wo ich es mit Schülern zu tun hatte, die sich dem Alter näherten, das ihnen ihrer Ansicht nach gemäß Bundesverfassung das Recht gab, sich jedem weiteren Religionsunterricht zu entziehen, und es war mir unbegreiflich, daß das Rektorat der Schule sich auf diesen kuriosen Standpunkt einließ. Ich stellte daher für das im Herbst beginnende neue Schuljahr den Antrag, es solle für Klasse I–IV das Obligatorium des Religionsunterrichtes erklärt werden, für IV wenigstens für «eine» Wochenstunde. Das wurde durch das Rektorat, wohl im Einvernehmen mit der Erziehungskommission, genehmigt, und es blieb dabei. So hatte ich rein schulorganisatorisch ein Skandalon beseitigt. Das geistige Mitmachen der Schüler war nun allerdings «meine» Sache. Doch mißlang es mir in der Mehrzahl der Fälle nicht, allerdings nur mit oft höchster Anstrengung in der Auswahl des Stoffes wie auch meines im Lauf von früheren Jahren erworbenen Lehrgeschickes und Sensoriums für das, was Leute dieses Alters interessieren konnte. Es ging. Für Klasse V–VII blieb m. E. mit Recht das Fakultativum für je eine Wochenstunde Religion, und es kamen Zeiten, da mir die Religionsstunden in der VI. und VII. Klasse zum Erfreulichsten zählten und das durchschnittliche Interesse der Schüler mich sehr befriedigte, ja nicht selten überraschte. Das Eis war gebrochen, aber diese Stunden blieben für mich anstrengender als jede andere. – Dem ist beizufügen, daß alle diese Schwierigkeiten im Seminar wegfielen, da hier in allen Klassen zweimal per Woche das strikte Obligatorium galt und demgemäß auch die Auswahl des Stoffes sich vereinfachte. – Weniger befriedigte mich der Kon-

firmandenunterricht mit seinen Randstunden mit Rücksicht auf die Zusammenziehung aus allen Schulabteilungen. Ich stehe heute noch unter dem peinlichen Eindruck, hierin bei weitem nicht das geleistet zu haben, was ich wollte und sollte. Ich glaube, es blieb recht eigentlich die schwache Stelle meiner Unterrichtsleistung an der Kantonsschule, so ernst es mir gewiß gewesen ist.

Aber ich schaue heute (Ende 1953) auf das Ganze meines Schulehaltens an der Bündner Kantonsschule und tue es mit tiefer Dankbarkeit. Von vorneherein war es überaus weise eingerichtet, daß der Religionslehrer nicht auf dieses Fach beschränkt war, sondern sein Pensum von meist 28 Wochenstunden ungefähr zur Hälfte mit Profanunterricht aufzufüllen hatte. Es gab Deutsch auf verschiedenen Stufen, daneben Geschichte und dies letztere sogar gelegentlich bis zur Maturität und zum Patentexamen der Seminaristen. Meine persönliche Vorliebe galt der Geschichte, doch mußte ich bald merken, wie schwer für dieses Fach die richtige Methode zu finden war, der Mittelweg zwischen Paukerei und Darbietung kollegienhafter Art oder gar des fortlaufenden Diktates. Daß ich ihn immer fand, behauptete ich nicht; daß ich ihn aber mit heißem Bemühen suchte, darf ich sagen. Das mußten die Schüler erkennen, daß mir der historische Ablauf der Dinge eine welt- und lebensanschauliche Sache war, nicht nur Examenstoff. Kein sog. profanes Fach hat mich aber so befriedigt wie der Deutschunterricht, wenn ich schon ihn nur ausnahmsweise über die drei ersten Klassen hinaus erteilte. Er erschien mir vom erzieherischen Standpunkt aus als das «königliche Fach» des Mittelschullehrers. Hier lernte man den Schüler kennen, und zwar den einzelnen, den Schwächsten und Schüchternsten wie den Begabten und den Draufgänger. Ich könnte ein Büchlein schreiben über meine Erfahrungen auf diesem Gebiet. Allerdings auch über die ungezählten Stunden, die ich über den Aufsatzkorrekturen saß wie über dem Suchen nach neuen Aufsatzthemen. Am wenigsten dankbar fand ich das Fach in den oberen Klassen der Handelsschule, wie mir denn über-

haupt der Unterricht in dieser Abteilung wohl am wenigsten gelang. Es war mir wohl am wenigsten gegeben, mich in die Psyche eines Handelsschülers zu versetzen.

Der Religionsunterricht war im ganzen durchaus nicht undankbar, zumal in den unteren drei Klassen. Meine Hauptsorge war gewesen, ich müßte den Schülern zu viel Bekanntes bieten. Sie schwand rasch gegenüber der leider bei den meisten recht schäbigen Kenntnis der biblischen Geschichte, die in diesen drei Klassen behandelt werden mußte. Entscheidend war die Form der Darbietung. War diese neu und nicht abgebraucht, so wurde recht munter mitgemacht. Wohl kam bei mir die sog. Vertiefung und erbauliche Anwendung etwas kurz weg, aber meine Geübtheit in der Darbietung verzinste sich. Die Bibel ist nie langweilig, solange man sich im ganzen an das Historische hält. Oft staunte ich über die sehr rege Aufmerksamkeit der 14- bis 15jährigen Drittkläßler bei der Behandlung der Apostelgeschichte, die ich stets vortrug, ehe man das betreffende Stück in der Bibel las. Allerdings war dies für den Lehrer anstrengender als eine exegetische Lektüre mit den Schülern. In der II. Klasse lohnte sich sehr eine Neugruppierung der Jesusgeschichten und sodann eine recht stramme Behandlung und weitgehende Memorierung der Bergpredigt. — Schlimmer wurde es in Klasse IV und V. Für Kirchengeschichte war die Resonanz schwächer, mit Ausnahme von Reformation und sodann Missionsgeschichte und Sektengeschichte. Die damals gerne angesprochenen sog. Schülerdiskussionen (mit Fragekasten und dergl.) schätzte ich nicht. Man muß nicht zu viel diskutieren mit Leuten dieses Alters, denen die Reife abgeht. Meist läuft es hinaus auf ein Zwiegespräch mit einigen Vorwitzigen und Draufgängern. Dankbar aber, ja oft sehr dankbar gestaltete sich eine gewisse Form von Weltanschauungsunterricht in der VI. und VII. Klasse, und groß war meine Freude, wie ich in den letzten Jahren, übrigens auf Wunsch der Schüler, sogar das Apostolische Glaubensbekenntnis behandeln durfte. Ich pflegte auf dieser Stufe den Schülern die Wahl zu lassen zwischen Religionsgeschichte, Welt-

anschauungsfragen und evangelischer Dogmatik. Meine jahrelange Vorschule an den obersten Klassen der Schierser Mittelschule kam mir natürlich sehr zu statten. — Stets dankbar war der Religionsunterricht am Seminar (2 Stunden per Woche), und meine Freude daran steigerte sich von Jahr zu Jahr. — Was von meinem Unterricht geblieben ist, weiß Gott allein. Mein Trost bleibt, daß ich ihn mit Freude erteilte und nie den «leichtesten» Weg einschlug. Und gerne erinnere ich mich mit Dankbarkeit an meine Kollegen an der Schulanstalt, von denen ich wußte, daß sie meiner Aufgabe mit Verständnis und Achtung gegenüberstanden, und mein freundschaftliches Verhältnis zu den Katholiken unter ihnen wurde mir nie mißdeutet. Ja ich glaube, daß dasselbe etwas wenigstens beitrug zum konfessionellen Frieden an der Landesschule. — Übrigens erinnere ich mich gerne daran, wie einmal ein begabter Kollege sagte: «Sie vertreten als Religionslehrer das Fach, das an der Mittelschule am schwersten zu erteilen ist.»

Es ist wahrlich ein seltsames Ding, das Lehrer und Schüler verbindet. Man wird ihm mit allen Worten der Welt nie beikommen und am wenigsten auf den neuerdings so gepriesenen Schleichwegen der Tiefenpsychologie. Am ehesten noch mit dem christlichen Dithyrambus des 13. Kapitels im ersten Korintherbrief, der am Schluß des 12. Kapitels anhebt mit den Worten: «Ich will euch aber einen köstlicheren Weg zeigen.»

Und ich gestehe, daß ich es am tiefsten erfahren habe in den etwas mehr als 12 Jahren, da ich in Chur «ganz» Schulmeister sein durfte. Es gab gewiß Unterrichtsstunden, die mir mißglückten, daneben aber ungezählte, die mich recht eigentlich beglückten. Und es gab ab und zu einen Schüler, der meine Geduld sehr prüfte. Viele sind es nicht gewesen. Und heute grüßt gelegentlich einer den «alten» Mann, nach dessen Namen ich vergeblich suche, aber selten einer, dem ich nicht mehr sagen kann, wo er in meinem Hörsaal im obersten Stock der Kantonsschule saß. Das im ganzen etwas unpraktische Prinzip, daß es in der Churer Kantonsschule keine Klassenzimmer gab und jeder

Lehrer in «seinem» Hörsaal aufgesucht werden mußte, wo, wenigstens bei mir, die Plätze nicht gewechselt werden durften, erwies sich hier als segensreich. Nicht nur dadurch, daß ein «Schwänzen» kaum möglich war, sondern weil der Schüler mit dem Unterrichtsraum zum Bild zusammenfloß und der Lehrer nicht erst nach seinem Auge suchen mußte — ja, sein Auge, auf dem sein Wesen geschrieben stand, mehr als er es selbst wußte.

Es gab ein Zweites, was mich an meinem Churer Schulamt tief befriedigte. Das waren die Kollegen. Die Schule war groß und ging um die 500 bis 600 Schüler. Das Lehrerkollegium bewegte sich um die 40. Manche kannte ich von früher her, wenn schon keinen so gut wie meinen Freund Joh. Barth. Gartmann, einst Übungsschulleiter, jetzt Deutschlehrer, auch für Rechnen, am Seminar und neben ihm den Englischlehrer, den begabten, etwas kautzigen, frommen Idealisten Prof. Hans Byland. Aber das ging mehr nebenher. Mein eigentlicher Kreis wurden die Kollegen auf meinem Stockwerk, dem III., mit denen mich jede Schulpause zu gemeinsamem Gespräch im Gang zusammenführte. Sie traten mir mit einem freundlichen Vertrauen entgegen, das mich stets beglückte. Nie erlebte ich eine Spur von Geringschätzung des Faches, das ich vertrat. Jede Überheblichkeit der Aufgabe des Religionslehrers gegenüber fehlte. Das tat wohl. Bald aber sollte ich es erfahren, mit welch tüchtigen, moralisch wie wissenschaftlichen Köpfen ich es zu tun hatte. Da war zunächst der Rektor selbst, den ich bereits charakterisiert habe, der wenigstens nach seinem Rücktritt vom Rektorat auf diesem Stock unterrichtete. Er ist mir stets eine Stütze gewesen. Dann aber andere, mit denen ich in tiefe geistige Verbindung trat. Ich lasse den gelehrten Aargauer Häusler vorangehen, der Latein und Griechisch unterrichtete und dies mit einer Sorgfalt ohnegleichen. Gar nichts an ihm war oberflächlich, weder wissenschaftlich noch erzieherisch. Wohl fehlte ihm der Doktorhut. Er hatte, wie mir schien, aus Erwerbsgründen auf dieses Dekorationsstück verzichten müssen und war zu gewissenhaft, um einen nachträglichen akademi-

schen Grad seinem Schulbetrieb abzustehlen. Ich dachte an meine Basler Gymnasiumszeit, wo der König des Altsprachunterrichtes, Theodor Plüß, auch gewagt hatte, auf die akademische Dekoration zu verzichten. Häusler, übrigens ein erblich belasteter Neurastheniker, war die Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit selbst. (Er lebte als lediger Mann mit einer Schwester zusammen in beispielhafter Harmonie und geschwisterlichem Sichverstehen.) Des Morgens war er der erste auf dem Posten und erging sich im Korridor, und mit gleicher Pünktlichkeit schloß er. Bei seinen Schülern stand er in hohem Ansehen, und keiner hätte gewagt, ihn zu kränken, soviel ich beobachten konnte. Seine erzieherische Aufgabe nahm er sehr ernst, auch noch bei Schülern, die nahe an der Maturität standen. Mich beschämte er öfters mit seinem ganzen persönlichen Einsatz für die Schule. Jeden einzelnen Schüler hat er studiert und im Gespräch mit seinen Kollegen besprochen. Dabei war ihm eine köstliche Heiterkeit eigen, obschon er nicht mit langer Lebensdauer rechnete. Es kam dann auch so. Ein Schlaganfall schenkte ihm einen milden und kurzen Tod.

Im weiteren ist mir eine ehrwürdige, ja rührende Erinnerung an meine Stockgenossen der äußerlich bescheidene, aber innerlich um so reichere Prof. Merz, der sich als Mathematik-lehrer hauptsächlich den Technikern zu widmen hatte. In seinem Fach war er durch bis hinein in die letzten Geheimnisse der darstellenden Geometrie, in die ich ihm allerdings bei weitem nicht folgen konnte. Früh erkannte ich, und zwar an seinem Sohne Hugo, der mein Schüler wurde, den Ernst seiner Weltanschauung und, was für mich eine Überraschung bedeutete, seine eigentliche philosophische Begabung. Nicht in der Mannigfaltigkeit, aber in der Tiefe der philosophischen Fragestellung war er mir voraus und dankbar für jede Resonanz, die er fand. Bald wußte ich, daß dieser tiefgründige Mann fast für jedes geistige Anliegen zugänglich war. Als Mathematiker genoß er unbestrittenes Übergewicht an der Schule, war Experte für dies und das und auch Mitglied einer Prüfungskommission des Eidg.

Polytechnikums. Ob er als Lehrer für die Durchschnittsschüler sehr anregend war, möchte ich bezweifeln. Aber seine Geltung war unangefochten. In seinen letzten Dienstjahren litt er etwas unter Gemütsdepressionen und bangte etwa vor der Rücksichtslosigkeit flegelhafter Klassen. Einst kam er mit dem Anliegen zu mir, ich möchte eine ihn peinigende Klasse in die Schranken weisen. Ich tat es in recht derber Weise, und es schien zu nützen. Doch blieb das Gemüt des edeln Gemütsmenschen gedrückt, und wir rieten ihm, den um zwei Jahre verfrühten Rücktritt zu nehmen. Bald lebte er wieder auf, und zwar an einer wissenschaftlichen Spezialarbeit über Kegelschnitte, die er publizieren konnte, starb aber bald hernach. Er war sicher einer der tüchtigsten Köpfe der Schule, und sein vertrauensvolles Auge ist mir unvergeßlich. Vielleicht war es mir gegeben, ihm ein bescheidenes Stück Seelsorger zu sein, und wenn ich einmal und das andere den Kirchendienst der Stadtkirche auszuüben hatte, fehlte er nicht leicht in der Gemeinde der Zuhörer. Ave pia anima! Anders geartet war sein Fachkollege auf unserem Stock, Professor Trepp. Nicht so gelehrt und fachmännisch begabt wie Merz, aber sehr seriös. Er war Offizier unserer Armee und ein sehr geschickter, ruhiger Organisator auf Schulreisen und Ausflügen. Auch eine flotte Figur. Er kannte seine Kraft, anerkannte aber auch die anderer. Und dann auf der anderen Seite des Korridors der Italienischlehrer Prof. Gianotti aus dem Bergell. Tüchtig, wenn schon ohne Universitätsbildung. Ein gewissenhafter Pädagoge und — wie ich es erfahren konnte — aufrichtig frommer Protestant. Ein philologisches Lumen war sein Zimmernachbar Prof. Gasser für Französisch und Italienisch. Sehr soigniert im Auftreten. Er sah immer aus «wie aus einem Schächteli». Das war neben seiner sprachlichen Tüchtigkeit auch erzieherisch wertvoll an einer Bündner Schule.

Ja, wir waren eine bunte Gesellschaft, die Lehrer auf dem III. Stock, aber wir fanden uns in Minne und, wenn man's genau betrachtet, in aufrichtigem Bestreben, aus unseren Schülern etwas Ordentliches zu machen. — Alle

Namen habe ich nicht genannt, sondern nur diejenigen, die mir in jenem Stadium am meisten bedeuteten. — Mein Schlußurteil als Religionslehrer über diese interkonfessionelle Staatsschule lautet keineswegs ungünstig. Nie beobachtete ich irgendeinen Versuch, Religion und Konfession den Weg zu vertreten. Die Zeit des Radikalismus war sichtlich vorüber. Aber eine konzentriert konfessionelle Erziehung mit ihren Mitteln der Gewöhnung und kirchlichen Einordnung war nicht möglich und wurde stets von mir vermißt. Ich blieb auch in Chur Anhänger der konfessionellen Freischule, die der katholischen Erziehung heute ein Übergewicht über die evangelische verschafft. Wann wird man das allgemeiner einsehen? Vielleicht erst dann, wenn der evangelische Gehalt unserer Schülererziehung noch dünner und fadenscheiniger geworden ist unter den Fittichen des überkonfessionellen Staates. Für heute gilt's für den Religionslehrer, zu retten, was zur Stunde noch zu retten ist.

Soll ich schließlich ein Gesamturteil abgeben über unsere Landesschule in den 12 Jahren, da ich ihrem Lehrkörper angehören durfte, so kann dies nicht ungünstig ausfallen. Es wurde normal gearbeitet von den Lehrern beider Konfessionen, und die Schüler folgten im ganzen dem Beispiel. Rektor Bühler nahm die Sache ernst und genoß dementsprechend volle Achtung. Wie es dann später unter Dr. Michel ging, konnte ich nur noch in den Anfängen beobachten. Die sittliche Haltung der Lehrerschaft war gut, und jeder Skandal wurde vermieden, im Unterschied von dem, was man aus früheren Jahren etwa vernahm. Was mich nicht selten beschäftigte, war die Coedukation durch Ansteigen der Mädchenzahl. Die Liebeleien gingen mir etwa zu weit, und da glaube ich, daß ich als Rektor etwas schärfer gewesen wäre und ab und zu mit einem Töchterchen unter vier Augen geredet hätte. Doch läßt sich nicht bestreiten, daß die Mädchen nicht selten anspornend auf ihre Mitschüler einwirkten, und für die Errichtung einer besonderen Mittelschule für Mädchen fehlten dem Kanton die Mittel. — Exzesse in Alkoholismus scheinen wenig vorgekommen zu sein. Man dachte über

derartige Dinge anders als einige Jahrzehnte früher. Der Geist der Schule war alles in allem nicht ein unguter, nicht selten recht guter. Die Konvikteltern Gisep waren Leute, die ihre Aufgabe ernst nahmen. Ich habe oft in ihrem Stübchen gesessen und es miterlebt, wie sie darunter litten, als «vor» den baulichen Verbesserungen die Zahl der internen Schüler eine Weile abnahm. Die Wendung trat dann ein, und der Kummer der so ernstesten Internatserzieher schwand. Sie traten mit Ehren ins Privatleben zurück. Größere Schulreisen, die alle vier Jahre wiederkehrten, habe ich nur zwei mitgemacht. Sie waren erfreulich. Vom pädagogischen Standpunkt aus gesehen waren aber erquicklicher die eintägigen Herbstausflüge. Sie sind mir köstliche Erinnerungen geblieben, besonders diejenigen mit Unterkläßlern. Bei den viertägigen Schulreisen zeigten sich — soweit ich sie mitmachte — vom dritten Tag weg zu deutlich die Spuren körperlicher und moralischer Ermüdung. Und doch ist's mir in lieber Erinnerung geblieben, wie tadellos sich die beiden Klassen hielten, mit denen ich im vornehmen Hotel «Drei Könige» seinerzeit in Basel übernachten mußte. Allerdings — das hatte ich schon in Schiers erfahren — atmeten wir Lehrer und Führer auf, wenn der ganze Rummel zu Ende war und man unter Musikbegleitung durch die lieben Gassen von Alt-Chur den Penaten zu marschierte und die Mütter und Geschwister und Logisgeber am Wege standen.

Ja, die Penaten — die hatten wir, Mama und ich, in Schiers 7½ Jahre als Leiter des Internates mehr oder minder entbehren müssen. Chur hat uns von diesem anormalen Zustand befreit. Es war doch unvergeßlich schön, wenn ich allein oder in Begleitung eines Kollegen an einem schönen Abend mit dem Blick in die Oberländer Kulissen bis hinan zum Piz Tom biv von der Kantonsschule hinunterschritt in die Planaterra und hinaus nach dem großen Haus Capelli an der Masanserstraße und an der Tür unserer hochgelegenen, aber blitzsauberen Drittstockwohnung mich Mama im eigenen Heim begrüßte und, wie es ihre Art war, anfang zu erzählen und zu fragen. Und dann

saß man in der Küche beim Abendessen einander gegenüber und nicht mehr im Gewühl des großen Schierser Speisesaals. Man war «unter sich», und das tat so wohl! Und die höchste Steigerung dieses Behagens brachte je und je der letzte Tag vor den Ferien jeder Jahreszeit! Dann durfte ich so ganz an Schillers «O schöner Tag, wenn endlich der Soldat...» denken (Piccolomini), und heute in der Erinnerung kommt mir in den Sinn, wie ich die Mama in ihren letzten Lebenszeiten überraschte beim Lesen eines anderen «O schöner Tag...» in Meyfahrs «Jerusalem, du hochgebaute Stadt», und die Erinnerung erhebt mich und macht mich getrost in meinen eigenen letzten Lebenszeiten. Ob man sich wiederfinden wird drüben? Ich lasse mir diesen Glauben nicht nehmen in der Erinnerung an das köstliche «Sichwiederfinden» am Abend nach einem ermüdenden Schultag in Chur in der Drittstockwohnung an der Masanserstraße in Chur.

Und der Gipfel des Glückes waren für uns beide die Sonntage oder auch kurze Ferientage der Kinder. Mathilda kam häufig von Schiers, wo sie Dir. Blum als Sekretärin diente. Man ging gemeinsam zur Kirche, wenn ich nicht auswärts eine kirchliche Provision zu besorgen hatte. Man saß dann behaglich beim Mittagessen und leistete sich sogar einen Schluck Wein dazu. Und dann kam der kleine, liebe gemeinsame Nachmittagsspaziergang. Im Sommer und bis tief in den Herbst fast regelmäßig in den schattigen Waldweg, oft bis in den Kalkofen. Man erlebte fast jede Biegung des Weges neu und jeden Ausblick, jede Beleuchtung. Zur Winterszeit wanderte man die Loestraße hinaus bis nach Obermasans oder an den Rand des Fürstenwaldes. Alles ward wieder neu, weil es ja Sonntag war — und das große Schauspiel kann nicht alt werden — der Blick ins Oberland und der Abschiedsgruß der verheißungsvoll untergehenden Sonne das gottgegebene Schauspiel, dessen man nicht satt werden kann. Der Tag aber endete meist mit dem Gang zum Bahnhof zum Geleite der eben anwesenden Kinder. Wir waren so glücklich auch dabei, denn es war ja nur die Verheißung des nächsten Besuches, die über alles hinweghalf. Wir

waren ohne Kinder in Chur und waren es doch nicht; denn wir wußten, daß sie wieder kommen würden mit leuchtenden Augen. Und so ging's durch 8 Jahre hindurch, bis dann eines von den vieren nicht mehr kam und wir zum erstenmal spürten, daß wir an der Pforte des Alters standen. Das war im Herbst 1934.

Der Oktober ging seinem Ende entgegen. Der gute Gaudenz hatte im Aargau als ausgebildeter Gärtnergehilfe eine Weile eine Stelle innegehabt, die ihn indes nicht recht befriedigen konnte. So schrieb ich ihm, er solle ruhig nach Hause kommen und von hier aus weitere Beschäftigung suchen. Eines Morgens stand er dann da mit seinem Gepäck, wurde selbstverständlich freundlich aufgenommen und freute sich des heimatlichen Herdes eine Reihe von Tagen. Auch schien ihm die Nahrung von Mutters Hand sehr zuzusagen. Er schlief in der geräumigen Estrichkammer und konnte die Anstrengung seines ihm übrigens lieben Freiluftberufes eine Weile vergessen. Da kam die Nacht, die wir nie vergaßen. Es mochte zwischen 2 und 3 Uhr sein, als es an unsere Schlafkammer pochte. Draußen stand unser halbangekleideter Gaudi und sagte mit unterdrückter Stimme, er fühle Leibschmerzen, die er kaum mehr ertragen könne. Wir sprangen auf; denn wir wußten, daß der so gar nicht Wehleidige ernstlich leiden müsse. Wir legten ihn in ein anderes Zimmer und zögerten nicht, den Arzt zu rufen. Der treue Dr. Hemmi stand in kurzer Frist da und telefonierte von der Wohnung aus an den geschickten Operateur und Leiter des Stadtspitals, Dr. Köhl, den Nachfolger seines Vaters. Er stand in Bälde da und verfügte nach kurzer Untersuchung die Verbringung in das Spital. Wie wir dann sorgeerfüllt im Laufe des Vormittags hinaus eilten, hieß das Ergebnis «Darmknickung» und schleunige Operation. Sie erfolgte am Nachmittag und endete mit ernster Befürchtung, doch noch nicht hoffnungslos. Der folgende Tag war Sonntag. Wir besuchten den Gottesdienst zu St. Martin, beide in Herzensnot. Noch könnte ich sagen, wo wir saßen. Keines wollte dem andern die Hoffnung rauben, aber die gute Mama

merkte, daß es mir beim Singen die Stimme verschlug. Dann ging's nach dem Krankenhaus. Der Bericht war deutlich schonend und nachmittags nicht minder, und auf den Augen des Kranken leuchtete es noch. Der Montag kam mit wachsender Sorge. Ich blieb aus der Schule weg. Und der Dienstag brach hoffnungsloser an mit gelegentlichem Kotbrechen. Am Nachmittag wußten wir, daß die Stunden des Lieben gezählt waren. Und dann kam die Nacht, an die ich zurückdenke mit erneuter, staunender Bewunderung dessen, was eine Mutter vermag. Mir bangte nicht mehr um das Leben des lieben Sohnes. Ich wußte es von Stunde zu Stunde deutlicher, daß es für diese sichtbare Welt abgeschlossen sei. Wenn mir um etwas noch bangte, so war es um die Kräfte der zarten Mutter, die sichtlich schon sehr mitgenommen von den Sorgen dieser drei letzten Tage am Bette des Sterbenden stand, aber nicht kraftlos weinend. In ihren Armen hat sie den 27jährigen jungen Mann gehalten, bis sie gelegentlich aus reiner Ermattung ihn wieder ablegen mußte. Und so immer wieder. Es war Nacht von Montag auf Dienstag geworden. Hans und Ruedi, die an das Sterbebett ihres Bruders geeilt waren, hatten eine geraume Weile tief bewegt dagestanden ohne Worte. Dann hatten wir sie veranlaßt, nach Hause zu gehen. Wir blieben zurück an der Seite des Sterbenden. «Bete!», sagte mir Mama gelegentlich, und ich tat's von Herzen so gern. Und darauf hatte sie wieder gesagt: «Nein, bete nicht weiter – du könntest ihm noch den letzten Funken kindlichen Lebensglaubens nehmen.» Und wieder nahm sie ihn in ihre treuen Arme, und er schien zu lächeln in Schmerzen und Elend und einen Augenblick wieder glücklich zu sein. Und das stets wiederkehrende Bild Mamas mit dem langsam sterbenden Gaudi in den Armen ist mir zum eigentlichen Heiligenbild geworden mein Leben lang. Und dann – wie eine Vision. Mir war es, als hörte ich aus einem dem Spital benachbarten Haus einen Pistonbläser das dem Gaudi so liebe Lied blasen: «Vo mina Berga muß i scheida...» Mama sagte mir, sie habe es nicht vernommen, wie ich sie später frug. War's eine reine Audition

von mir? Es war mir vielleicht die Erinnerung an meinen letzten Spaziergang mit Gaudenz. Wir saßen zur Erfrischung von unserem Fußmarsch zu Ems in der «Krone». Gleichzeitig einige Musikanten. Der Beste unter ihnen gab das genannte Lied als Pistonsolo und nicht stümperhaft. Und der gute Gaudenz leuchtete. Wenn er in seinem mannigfach gehemmten Leben «eine» große Liebe gehabt hatte außer der zu seinen Eltern, so waren es seine Bündner Berge gewesen, und dieses Lied bei seinem Sterben war doch wohl mehr als meine persönliche Audition.

Und die heiligen Stunden gingen. Gott fügte es doch so, daß Mama nicht zusammenbrechen mußte, ehe sie den so tief geliebten Sohn aus den eigenen, heldenhaften Mutterarmen hinübergleitete in Gottes Arme. Es war 2 Uhr nachts, als der Todeskampf zu Ende sein durfte. Mama aber brach nicht in lautes Weinen aus. Darüber war sie nun weg. Aber noch wochenlang erwachte ich gelegentlich bei Nacht an ihrem hervorbrechenden Schluchzen.

Die Bestattung hielten wir vom Capellihaus aus ab und hatten die liebe Leiche noch mindestens 24 Stunden in der eigenen Wohnung. Die Teilnahme meiner nächsten Kollegen war rührend und sehr passend die einfache Abdankung von Pfr. Reber. Und wie wir des Abends nach der Bestattung mit einigen nahen Verwandten noch in unsere Wohnung zurückkehrten, beeilte sich die gute Mama, in der Küche noch einen Kaffee zu machen. Ich war in Sorge um sie und ging auch noch hinaus und fand sie, mit der Kaffeemühle zwischen den Knien, auf einem Stuhle sitzend, überströmt von Tränen. Sie hatte sich am ganzen Bestattungstag so tapfer gehalten, ohne einen leidenschaftlichen Gefühlsausbruch, und nun war's hervor- gebrochen fast mit Naturgewalt. Ich nahm sie in die Arme und küßte sie und suchte, ihrem Weinen zu wehren. Sie aber sagte: «Ach schau, mir ist's auf einmal gekommen und schwer auf die Seele gefallen, daß ich so manchmal mit dem Gaudenz gescholten hatte!» Ich antwortete: «Und wenn du es mehr getan hättest, so wäre ja alles, alles abgewaschen durch deine Muttertreue in seinen Sterbetagen. Und war-

um hat er denn sein Leben lang so tief und glücklich an dir gehangen?»

Gott sei Dank hatten wir neben diesem so schweren Familienereignis auch so viel des Erfreulichen im engsten Kreise, den uns Gott gab in den Jahren 1926–1939. Da war Hansens Engagement beim «St. Galler Tagblatt», das er der Treue meines Studienfreundes Nationalrat Dr. Albert Oeri in Basel verdankte. Und dieser hochangesehene Journalist und Politiker wurde ihm zum eindrucksvollen Lehrmeister und geistigen Führer. Bald zog er ihn in die Redaktion der «Basler Nachrichten» für die Ereignisse im Ausland. Hans wurde ihm fast ein Amanuensis und blieb ihm tief dankbar ergeben, hing an ihm mit den Gefühlen eines Sohnes. Es mögen heute 20 Jahre vergangen sein seit Hansens Übersiedlung von St. Gallen nach Basel. — Nicht minder erfreut waren wir, wie Ruedi im Jahre 1924 eines Tages mit dem Spätzug von Burgdorf her anlangte mit der Botschaft, er habe sein Patentexamen als Hochbautechniker am Technikum in Burgdorf bestanden, und bald darauf fand er auch Anstellung auf dem Architekturbureau der Gebrüder Pfister in Zürich. Verschiedene Bauleitungen wurden ihm hier anvertraut. Die subtilste war wohl diejenige einer großen Villa am Zugersee (Hürlimann-Abegg), die ihn weit über ein Jahr festhielt und ihm auch ökonomisch sehr zuträglich war. — Anders war die Überraschung, die uns 1938, d. h. noch ein Jahr vor unserer Übersiedlung nach Schiers, Mathilde bereitete durch ihre Verlobung mit Johann Rehli, dem Übungsschullehrer des Lehrerseminars in Schiers. Am 2. Januar 1939 fand durch mich die Trauung in der Ragazer Kirche statt. Von Maienfeld her kamen die Eltern Johann Rehli's nebst einigen Freunden des Bräutigams, von Chur und Zürich her wir und Tante Frieda, von St. Gallen Frl. Zollikofer, Mathildens Freundin. Der Tag war grimmig kalt, die Hochzeitsfeier aber durchwärmt von familiärer Herzlichkeit. Das junge Ehepaar aber konnte nun die Parterrewohnung des Creahauses in Schiers beziehen, das uns einige Jahre zuvor durch das Testament un-

seres bzw. meines Vettters Jakob Hartmann-Stecher zugefallen war.

Ich kehre zurück zu meiner Kantonsschule, in deren Aufgabe und Betrieb ich mich leicht hineinfand. Ich war ja auch unterdessen auf die Höhe des Lebens gekommen mit 53 Jahren und hatte im Leben schon nach recht verschiedenen Seiten hin meine Visitenkarte abgegeben, und fast mußte ich fürchten, etwas überschätzt zu werden. Aber es kann nie schaden im Leben, zu wissen, daß man von einem etwas erwartet. So gewann ich nicht Zeit, mich meiner von den 7½ Schierser Jahren herrührenden Übermüdung hinzugeben. Unter den Kollegen gab es außer den oben erwähnten Stockgenossen noch einige, denen ich rasch näher trat. So der geistreiche, äußerst musikalische und für alles Edle und Gute entflammte Neusprachlehrer Dr. Hans Byland, den ich schon von meinem Churer Pfarramt her wohl kannte und hochschätzte. An seiner Tüchtigkeit und Gesinnung war nicht zu rütteln. Aber der liebe Mann war äußerest nervös, von der Mutter her belastet, und konnte sich in den robusten Alltag mit seinen oft so pöbelhaften Erscheinungen schwer finden, in und außer der Schule. Er hatte selbst nie gepöbelt, weil er die physische Kraft dafür nie besaß, und hatte sich schon in jungen Jahren zum Fanatiker der Idee entwickelt. Die gute Laune, über allerlei Unzulänglichkeiten des Lebens hinwegzusetzen, ging ihm ab. So gab es dann nicht leicht ein ethisches und soziales Extrem, für das er sich nicht begeisterte. So war er selbstverständlich begeisterter Abstinenter, was der Kantonschule übrigens nicht schadete, später unter dem Eindruck des ersten Weltkrieges, in dem übrigens ein englischer Schwager von ihm gefallen war, ein unentwegter Pazifist und endlich auch Freigeldler usw. Die Welt mußte seiner Ansicht nach in schnellem Laufe total anders werden. Immer war er in irgendeiner ethischen Kampfstellung und entbehrte völlig der Gabe, über die Erbärmlichkeiten des «wirklichen» Lebens wie auch über sich selbst gelegentlich zu lachen. Sprachlehrer — für Englisch und Französisch — war er sicher ein guter und stets mit erzieherischer Tendenz und doch

für manche Schüler eine Qual. Mehr als einmal beklagten sich bei mir gebildete Väter über ihn, auch über seinen beständigen Wechsel der Lehrmittel. Stets habe ich ihn verteidigt; denn ich kannte sein Ethos und seine ungewöhnliche Vielseitigkeit der Begabung. Gegen Ende seines Lebens — ich war schon im Ruhestand — ließ er noch ein Bändchen Gedichte erscheinen, überwiegend in seinem Aargauer Dialekt. Darunter köstliche Sachen. Aber das Publikum hielt ihn zu sehr für einen Kauz, um stark darauf zu reagieren. Mir war er ein überaus treuer und teilnehmender Freund, trotz meiner anderen Art. An der Himmelstür werde ich einst länger warten müssen als er. Der Kantonschule aber hat er keine Unehre gemacht. Er ruhe im Frieden!

Anders, wenn schon wieder in manchem nicht unähnlich geartet, war ein zweiter meiner besonderen Freunde unter den Kollegen. Das war der liebe Johann Bartholome Gartmann, frühe verwaist und dann von seiner Klosterser «Bäsi» bei der «Brücke» überaus selbstlos und treu erzogen. Sie war ihm zur richtigen, frommen Mutter geworden, und schon allein die Art, wie er stets von ihr sprach und zu ihr gehalten hat, offenbarte seine eigene, treue, innerliche Art, von der er nicht ließ, auch als er ein angesehener Kantonsschullehrer geworden war. Ich hatte ihn schon 1905–1910 kennen und schätzen gelernt, wie er die Seminarübungsschule in Chur leitete, deren Religionslehrer ich gewesen war. Er war Lehrer und gleichzeitig Erzieher mit Leib und Seele. Eine hohe Gestalt, blond, mit einem Gesicht, das köstlich jeden Ausdruck modulieren konnte, und die väterliche Art, in der er mit seinen Schulkindern verkehrte, war beispielhaft. Fleißig bis zum äußersten, war er auch vom edelsten Drang erfüllt, sein allgemeines Wissen zu erweitern. Mit sicherer Beurteilung seiner besonderen Gaben ging er hernach für einige Semester nach Zürich zum Studium der Germanistik. Und da er den Prättigauer Dialekt in seltener Weise beherrschte, wurde er in Bälde ein bevorzugter Schüler von Prof. Albert Bachmann, dem Hauptförderer des schweizerischen Idiotikons. Es war aber sein Glück, daß

er sich von Bachmann nicht dauernd festhalten ließ für die Bearbeitung des Innerprättigauer Dialektes — die übrigens leider bis heute, d. h. 1954, aussteht —; denn bei Bachmanns Gründlichkeit müßte ihn diese Arbeit jahrelang festgehalten haben. Statt dessen bewarb er sich nun um die freigewordene Stelle von Prof. A. Florin, eines Klostersers, und die Kantonschule gewann an ihm, besonders deren Lehrerseminar, eine ausgezeichnete Kraft. Gartmann hatte wissenschaftlich seine Ausbildung als Fachlehrer an der Mittelschule nicht abschließen können. Aber die Vorteile überwogen die Nachteile. Die Leitung der Muster- bzw. Seminarübungsschule hatte ihn zum ausgezeichneten Methodiker gemacht, und das ersetzte ihm die breite Kenntnis der deutschen Literatur und ihrer Geschichte. So reichte sein sprachlicher Einfluß nicht an den von Paul Brunner und Manfred Szadowsky, aber er stand seinen Seminaristen sprachlich näher und dann vor allem auch als Erzieher. Das aber war er wie wenige meiner Kollegen. Es waren überwiegend Bauernburschen, die in das Churer Lehrerseminar eintraten, und sie, ihre Hemmungen wie Vorzüge, verstand Gartmann wie kein Zweiter..

Aber nicht genug an dem. Gartmann hatte als Erbe seiner geliebten «Bäsi» eine tief religiöse Ader. Ich meinte später als Kirchenhistoriker feststellen zu können, daß die fromme Bäsi in Klosters-Brücke noch vom pietistischen Erbe der Pfarrer Johs. Roseli, Vater und Sohn (beide hießen Johannes) zehrte und das kostbare religiöse Kapital dieser beiden Klosterser Pfarrer des 18. Jahrhunderts mutatis mutandis auf ihren Pflegesohn übertrug. So war denn Prof. J. B. Gartmann, wie jeder seiner Schüler wußte, nicht ein «nicht praktizierender» reformierter Christ, sondern ein sehr deutlich seinen Glauben bekennender. Bereits als ich im Frühling 1926 nach Chur zurückkehrte (wenn ich mich richtig erinnere), war er Präsident des reformierten Kirchenvorstandes und blieb es bis zu meinem Wegzug (1938) und zu seinem einige Jahre später erfolgten Hinschied. Daß er aber sich vom ersten Tage weg sehr positiv und fördernd zu meiner nicht leicht-

ten Aufgabe als Religionslehrer der Kantonschule einstellte, das muß kaum gesagt werden. Und da die Schüler bald merkten, daß eine stets enger werdende Freundschaft uns verband, mußte mir eine doppelte Stütze daraus erwachsen. Es läßt sich nicht leicht sagen, wie ermutigend für mich in den 12 folgenden Jahren diese Freundschaft gewesen ist und wie schmerzlich es mir war, daß ziemlich bald nach meinem Weggang noch ein Schatten hineinfallen sollte, der übrigens in meinen Augen Gartmanns Charakter und sein Verdienst um das Churer kirchliche Leben keineswegs entstellt. Er starb über jedes Erwarten rasch. Hätte er länger gelebt, würde es sicherlich zur vollen Aussöhnung gekommen sein; denn was uns verband, war weit stärker als diese recht armselige Differenz. Ave, pia anima!

Auf «du» stand ich mit wenigen Kollegen. Zu ihnen gehörten aber außer Gartmann, Byland und Merz auch der tüchtige Heimatkundler Joos und endlich unser damals, seit Muoths Tod führender Historiker Friedrich Pieth, der vor wenigen Monaten Verstorbene. Ich werde noch öfter von ihm zu reden haben.

Er führt mich auf mein Verhältnis zur Historisch-antiquarischen Gesellschaft, das an Bedeutung von Jahr zu Jahr gewinnen sollte. Schon 1901 war ich ihr beigetreten, und zwar auf Aufforderung von Staatsarchivar F. Jecklin, und bald steckte ich ziemlich tief drin. 1926, wie ich von Schiers nach Chur kam, ging für die Gesellschaft die recht fruchtbare Ära Jecklin zu Ende. Der vielseitig gebildete, zeitweilige Kantonsschulrektor Constanz Jecklin hatte die Gesellschaft eine ziemliche Weile präsiert, worauf die Leitung an seinen bedeutend jüngeren, als Herausgeber von bündnerischen Geschichtsquellen sehr verdienten Bruder Dr. h. c. Fritz v. Jecklin übergegangen war. Aber der Bedauernswerte entbehrte gewisser Präsidialeigenschaften und begann bereits an Arterienverkalkung zu leiden, die auch wenige Jahre später seinen Tod herbeiführte. Noch raffte er zwar seine letzte Kraft zusammen, sah sich aber dann zum Verzicht genötigt. Sein Nachfolger als Präsident der Historisch-antiquarischen Gesellschaft wurde dann Prof. F. Pieth, und zwar

als müßte es so sein. Und man darf wohl sagen, ohne die Verdienste der Brüder Jecklin zu verkleinern, daß es ihm gelang, in Bälde der Historisch-antiquarischen Gesellschaft neuen Auftrieb zu geben. Verfügte er auch nicht über eigentliche humanistische Ausbildung — er war aus dem Lehrerseminar hervorgegangen —, so hatte er an der Universität Zürich vieles nachgeholt und war durch Prof. Öchslis Schule gegangen, wohl als einer seiner begabtesten, erfolgreichsten Schüler von ungewöhnlicher Arbeitskraft. Schon 1898 war der knapp 25jährige als Lehrer für Geschichte, Deutsch und Geographie an die Churer Kantonsschule gekommen, galt als tüchtiger Lehrer, begnügte sich indes nicht mit dem Lorbeerkrantz seiner Doktordissertation, sondern schritt bald von einer historischen Arbeit zur andern. Ich verzichte auf jede Aufzählung und verweise auf den übrigens nicht erschöpfenden Nachruf im «Bündner Monatsblatt» Nr. 11 und 12, Jahrgang 1953. Dazu war nun dieser Bergbauernsohn von Castiel ein Mann von scheinbar unverwüstlicher Gesundheit und glücklichem Temperament und trotz einem gewissen bauerlichen Wesen, das er nie ganz abstreifte und auch nicht verleugnen wollte, so unmittelbar im Verkehr mit jedermann. Er brauchte einen nur recht anzusehen, so war er gewonnen. Und wie sich dann Ehren und Würden um sein Haupt woben, da hat er sich nie auf den hohen Gaul hinaufgesetzt, sondern ist sich gleich geblieben, «der kleine Pitt», wie ihn der große Direktor Gusti Bener etwa im Spaße einer Tischrede nannte. Wir lachten dann darüber, aber der am lustigsten mitlachte, war Pieth selbst, der übrigens sehr wohl den tiefen Respekt kannte, den ihm der Diktator Bündens, wie Bener vor Zeiten gelegentlich in der «NZZ» genannt worden ist, entgegenbrachte. Und dieser Schanfigger Bauernsohn wurde nun Präsident der Historisch-antiquarischen Gesellschaft und führte diese historische Fakultät Graubündens einer neuen Blüte entgegen. Es war ihm gegeben, sie über den Kreis von Fachleuten in den größeren Kreis der ungelehrten, oft aber in der Lokalgeschichte sehr kundigen und brennend interessierten Leute hineinzuführen.

führen. Bald bemächtigte man sich auch meiner als Mitglied des Vorstandes, und ich hatte Ursache, anzunehmen, daß Pieth den Vorschlag zum mindesten sehr unterstützt hatte, und mein zweiter Churer Aufenthalt gewann ein zweites Geleise.

Dazu kamen nun allerdings andere Nebengeleise dieser 12 Churer Jahre, die dafür sorgten, daß meine Arbeitskraft angespannt blieb. Ich schicke dasjenige voraus, das am wenigsten den Namen «Nebengeleise» verdient, weil es tief hineinführte in meinen Pflichtenkreis als Pfarrer und Synodale. Ich wurde, wie öfters die Religionslehrer der Kantonsschule, zum Kantonsaushelfer für den sonntäglichen Gottesdienst in den verschiedensten Talschaften. Anfangs nicht ganz ungern, denn auch eine geringe Barentschädigung in der Mehrzahl der Fälle konnte mir nicht unwillkommen sein, standen doch von den vier uns zunächst noch gebliebenen Kindern keine auf eigenen Füßen mit Ausnahme der Tochter Mathilda, die als Direktionssekretärin in Schiers geblieben war. Selbstverständlich wurde nichts verlangt, wenn es sich um die Stellvertretung eines erkrankten Kollegen handelte, als die Kosten der Reise. Bald aber merkten wir — es war außer mir noch ein älterer Emeritus —, daß mancher nicht der Versuchung widerstehen konnte, unsere Gutmütigkeit auszunützen. Jetzt griffen wir zur Notwehr und setzten unsere Taxe fest: Fr. 20.—, wenn der Pfarrer, Fr. 25.—, wenn die Kirchgemeinde zahlen mußte, plus Reiseentschädigung, ohne jedoch den Doppeldienst in zwei Gemeinden zu berechnen. Man konnte da dann allerlei Beobachtungen machen, gelegentlich recht beschämende, über die ich schweige. So habe ich denn in den 12½ Churer Jahren in einigen Dutzend Gemeinden providiert, oft zu Fuß. Am nächsten lagen Schanfigg und V Dörfer, aber auch Domleschg und Sut-, ja Surselva kamen an die Reihe. Am öftesten providierte ich in Churwalden und Parpan, im äußeren Schanfigg und in Igis-Landquart und schließlich in Valendas-Sagens, wo ich bei einer längeren Erkrankung und dann dem öfter wiederkehrenden Feldpredigerdienst meines lieben Freundes Pfr. D. Emil Camenisch im Laufe

der Jahre halb heimisch wurde. Ohne es zu wollen, wurde ich eine Art Inspektor des Kirchenbesuches. Den besten fand ich je und je in Langwies, wohl auch Landquart und sodann in Valendas und besonders Sagens. Man fand es bald heraus, wo «gut gepflegte» Kirchgemeinden waren. Ein fast abenteuerliches Provisoriumserlebnis hatte ich einmal am Sylvesterabend im äußeren Schanfigg. Um 8 Uhr war Altjahrabendgottesdienst in Castiel und gegen 10 Uhr in Maladers, und wie ich (selbstverständlich zu Fuß) über die Halde nach Chur hinabstieg, läutete es das alte Jahr aus. Das wäre noch angegangen, wenn ich nicht bis 2 Uhr nachts nun noch die Neujahrspredigt für Igis und Landquart hätte memorieren müssen. Oft war ich sehr müde, wenn ich am Sonntagabend heimkehrte, und Mama schaute mich besorgt an, aber sehr liebevoll; denn sie wußte, daß ich die Mehrbelastung für unsere Kinder trug und meine Touren mit äußerster Sparsamkeit ausführte. Was aber mich betrifft, so freute mich die Wortverkündigung auch bei gelegentlich schwachem Kirchenbesuch und die fast immer andächtig lauschende Gemeinde. Das war dann das Vorrecht des Provisors: er war neu und fand doppelt geneigte Ohren. — In Chur selbst übernahm ich nur ausnahmsweise eine Provision zu St. Martin, in der großen, für meine etwas bewegte Rede-weise schlecht akustischen Kirche, öfters und gerne zu St. Regula und dann einmal für 2–3 Monate die Stellvertretung für den schwer erkrankten Pfr. Reber. Alles in allem: dieser «Kantonshelferdienst» war mühsam für den, der dann die ganze Woche wieder in der Schulstube stehen mußte, aber doch segensreich für mich. Ob auch für die Gemeinden, ist dem Urteil Gottes zu überlassen. Er brachte mir das eigentliche «Pfarramt» stets heilsam zum Bewußtsein. Endlich vermittelte er mir eine wenigen gegebene Kenntnis des reformierten Graubündens.

Es gibt solche Provisionsgänge, so mühevoll sie sein konnten, die mir in geradezu lieblicher Erinnerung bleiben. So damals, als ich zwischen 10 und 11 Uhr nachts den Sylvester-Gottesdienst in Maladers zu halten hatte (siehe

oben). Die kleine, uralte Kirche war übervoll, und die wackeren Leute auf der Empore waren mir so nahe, daß es mich während der Predigt öfter gelüstete, ihnen von der Kanzel hinüber die Hand zu reichen, was topographisch möglich gewesen wäre. Und wie mir dann der Kirchenvorstandspräsident (ich glaube, Hattich war sein Name), ein pensionierter Arbeiter der Reparaturwerkstätte SBB in Chur, durchaus noch das Geleite geben wollte bis hinunter in den «Brand» und dabei so köstlich erzählte von seiner alten, treuen Verbundenheit mit der Kirchgemeinde und ihren Anliegen. Er wird nun wohl längst den stillen Weg in die «Obere Gemeinde Gottes» angetreten haben, der Treue! Oder Weihnachtsfeier in Mutten und Sils. In Mutten die Abendmahlsfeier im Schulhaussaal, denn die Kirche war unheizbar, und hernach die winterliche Fahrt auf einem Bauernschlitten hinunter nach Solis und Sils zur Christbaumfeier in Sils. Auch da der Kirchenraum gedrängt voll und eine so gesam-

melte Stimmung! Zum Abschluß an der Kirchentür ein stattlicher, nicht mehr ganz junger Mann, Nutin Joos, vor Jahren mein lieber Schüler in Thusis, der mich so freudig begrüßte und mir durchaus das Geleite zum Bahnhof geben wollte. Er mußte mir von seiner frommen Mutter erzählen, die einst bei vier Geburten unserer Kinder die geradezu ideale, von Mama tief verehrte Hebamme gewesen war. — Und um noch eines zu nennen: Valendas-Sagens mit seinem lieben Pfarrhaus samt Familie. War des Morgens Sagens zuerst für den Gottesdienst an der Reihe, dann gab es vom Bahnhof Valendas weg den schwach halbstündigen Aufstieg. Und meine Seele brannte nach dem überwältigenden Bild, wenn beim großen Rank der Piz Mundaun sich zeigte und alles war wie ein mächtiger Choral zur Eröffnung des Sonntags. «Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschaffnen Lichte! Schick uns diese Morgenzeit deine Strahlen zu Gesichte.»

Gartenzauber

Pfeile — Dome
Blütenvulkane
Der Kastanien
Über welchen
— Rauch und Lava —
Das Gewirr der Bienen
Lastet.

Perlen — Gemmen
Flüssige Funken
Im springenden Strahl
Stäuben nieder
— Klingender Schleier
Den zum Bad die Amseln
Suchen.

Lichtkaskaden
Schimmerndes Feuer
Der Begonien
— Winzig die Schnecke
Zierlich Gefährt
In das helle Reich der
Feen.

Flandrina v. Salis